



Der Bibliophile Franz Haydinger.

Der Wirt von Margarethen.

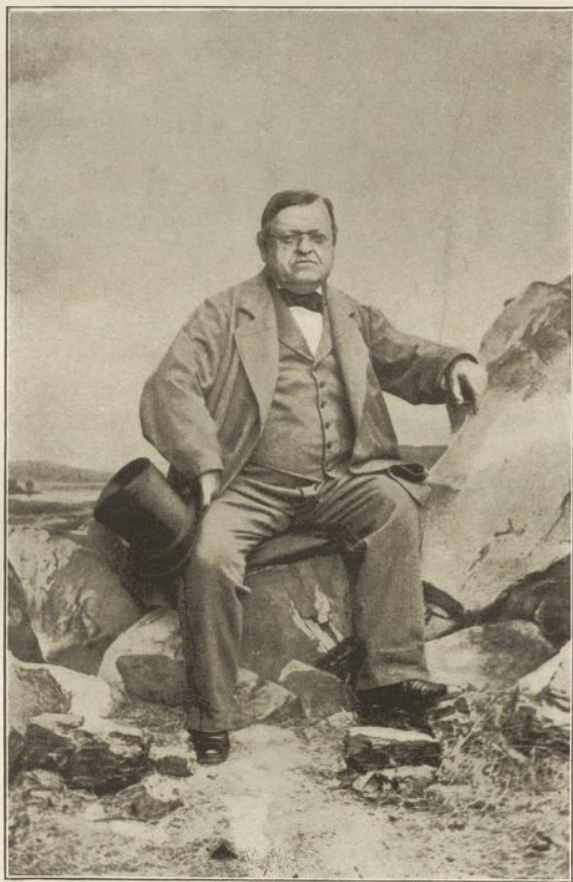
Von Friedrich Schögl¹⁾.

Es war Montag den 17. Jänner 1876, als in den ersten Nachmittagsstunden ein förmlicher Menschenstrom über die Wiener Vorstadt Wieden nach der stillen Gartengasse in Margarethen und nach der Pfarrkirche St. Josef sich wälzte, um einer ernstern Feier anzuwohnen. Die Leute, es waren alle Stände vertreten, spudeten und drängten sich, als fürchteten sie in Erfüllung einer Gewissens- und Herzenspflicht zu spät zu kommen. Fragte ein Fremder, was der ungeheuere Zug und Andrang bedeute, so sah man den Frager verwundert an, denn man glaubte, ganz Wien müsse es wissen, daß man den „Margarethner Wirt“ begrabe.

Nun, den sie an jenem Tage unter Beteiligung von Tausenden zur ewigen Ruhe bestattet, kannten auch gar Viele, und wer ihn kannte, liebte ihn, und dem er einmal die Hand zum Gruße geboten und zum Abschiede ehrlich geschüttelt, der vergaß ihn auch zeitlebens nicht und hielt ihn in seinem Herzen eingeschlossen. Und diese Liebe und Verehrung ward ihm nicht nur von seinen engeren Landsleuten; weit über die Wälle seiner Vater-

¹⁾ In der Wahl, ob ich den von mir auf der Generalversammlung der „Gesellschaft der Bibliophilen“ (Weimar) in Wien 1912 gehaltenen Festvortrag über Franz Haydinger oder den Schögl'schen in den Nummern des „Neuen Wiener Tagblattes“ vom 18. und 19. Jänner 1876 veröffentlichten, hernach in Friedrich Schögl's Gesammelte Werke, 3. Bd.: Wienerisches (Wien, A. Hartleben) aufgenommenen Aufsatz hier zum Abdruck bringen soll, entschloß ich mich für Schögl, dessen Kenntnis Haydingers noch aus persönlicher Freundschaft erfloß. Eine Reihe anderer den Schögl'schen Nekrolog vielfach ergänzender Artikel, Notizen usw. ist in meinem Festvortrag verarbeitet, den ich vielleicht einmal in einem der folgenden Jahrgänge dieses Kalenders zu veröffentlichen gedenke, und zwar in Zusammenhang mit Betrachtungen über Haydinger's Bibliothek, über die ich den gedruckten, auch sämtliche damals erzielten Auktionspreise verzeichnenden Katalog besitze. Die Fußnoten zum nachstehenden Schögl'schen Aufsatz stammen von mir.

H. Feigl.



Samuel Langford



stadt, weit über die Grenzen des Reiches und in ferne Weltteile trug die Kunde von den merkwürdigen und trefflichen Eigenschaften dieses Mannes seinen Namen; hervorragende Geistesgrößen standen mit ihm im freundschaftlichsten mündlichen und schriftlichen Verkehre, und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Und der vielgefeierte Mann war nur ein schlichter Wiener Bürger, ein einfacher vorstädtischer Wirt? Jawohl, aber er hieß Franz Handinger und war der glückliche Besitzer der seltensten und kostbarsten Bücherschätze, der gründlichste Kenner von Alt-Wien, der leidenschaftliche und für seinen Kultur begeisterte Biblioman¹⁾.

Der Tod dieses Mannes, der an der Schwelle des achtzigsten Jahres stand, aber noch immer geistesfrisch und rührig war, ergriff nicht nur Wien aufs Schmerzlichste und setzte alle Federn der Nekrologisten in Bewegung, er war auch auswärts Anlaß zu aufrichtigster Betrübniß, denn Handingers Verbindungen erstreckten sich, wie bereits erwähnt, „so weit die deutsche Zunge reicht“.

Am 21. September 1797 zu Wien geboren, mußte er schon in seinem zwölften Jahre, nur mit notdürftigem Schulunterrichte ausgerüstet, seinen Bildungsweg verlassen, um im Geschäfte seines Vaters, der Wirt in Maßleinsdorf²⁾ war, auszuhelpen. Es war im „Franzosenjahre“, als der kleine Franz, der treffliche Anlagen und das Zeug für einen Gelehrten in sich hatte, ein — simpler Kellnerjunge wurde und dem aufgenötigten Stand treu bleiben mußte. Dies wurmte den stets lernbegierigen Mann noch in seinen späten Tagen, der für sein Leben gern „Latein“ sich eigen gemacht hätte, schon der nachmals in ihm erwachten Bücherliebhaberei wegen, die er zu seinem argen Schmerze nur in einer und zwar seiner Muttersprache befriedigen konnte. Nichtsdestoweniger wurde aus dem „Unstudierten“ ein Mann von ausgezeichnetem Wissen, namentlich auf historischem Gebiete, wenn auch nur in dem engen Rahmen der Heimatskunde.

Diese Neigung entstand, als der Jüngling Pater Fuhrmanns Schriften über Wien zu lesen bekam, und bemächtigte sich seiner mit Allgewalt, da Hormayr seine zwanzig Bände der „Geschichte Wiens“ veröffentlichte, auf die der leidenschaftliche Verehrer seiner Vaterstadt mit Begeisterung abonnierte, die er mit gleicher Wärme las, ja völlig verschlang und die den Grundstock seiner riesigen Büchersammlung bildeten.

Franz Handinger war nach dem Tode seines Vaters, der schon im

¹⁾ Schögl gebraucht diesen Ausdruck noch zuweilen für Bibliophile.

²⁾ Vorort von Wien.

„Bancozetteljahre“ das Haus in Margarethen an sich brachte, selbständig geworden und im Besitze eines nicht unansehnlichen Vermögens, das er durch die reellste Gebahrung in seinem Wirtsgeschäfte noch zu vermehren wußte. Aber der Mann mit der blauen Schürze, dem weißen Zwischkittel und der grünen Samtmütze, der die besten Tropfen schänkte und schon deshalb viel Zuspruch hatte, vernachlässigte trotz seiner Kellerpflichten und sonstigen Geschäfts- und Familienorgen doch nicht den Bücherkultus; im Gegenteil: nun begann das Sammeln erst recht und erstreckte sich auf alle Zweige der eingeschlagenen Lieblingsrichtung.

Aber auch diese erweiterte sich und erzeugte neue Wünsche, deren Erfüllung den in seiner Leidenschaft ruhelosen Mann Tag und Nacht mit neuem Aufgaben quälte oder — erfreute. So entstanden wieder Spezialfächer, die er gleichfalls nach Möglichkeit zu komplettieren suchte und wofür er mit seinem unvergleichlichen Fund- und Ausstöberungstalente Akquisitionen machte, um die ihn die gelehrtesten Bibliothekare beneiden konnten. Wurzbach¹⁾ erwähnte bereits im Jahre 1861 — in einer schön geschriebenen Biographie dieses seltenen Mannes — der reichen Schätze aus dessen merkwürdiger Sammlung; was wuchs in den nächsten Jahren noch alles hinzu, da er bis in die letzte Stunde seines Lebens für deren Ergänzung bedacht war! Und so besaß denn der einfache Margarethner Wirt nicht nur eine fast vollständige Kollektion aller auf Wien und seine Entwicklungs-, seine Kriegs-, Sitten- und Kulturgeschichte bezüglichen Schriften, Pläne, Ansichten, Volks- und Trachtenbilder, es waren auch die einzelnen Länder des Kaiserstaates und Deutschlands reich vertreten, ferner die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, des dreißigjährigen Krieges und der Gewerbe, das geistliche und weltliche Lied, die Schwank-, Spruch- und Volksbücher alter und neuer Zeit, Freimauerei, Astrologie, Dämonologie, Theosophie, Philosophie, Naturkunde, die Hergen- und Zauberliteratur, Gedichte, Romane und Anekdotisches, Chroniken, Kunst- und Handelsgeschichte, Biographien, Monographien und Topographien, die Geschichte der alten und neuen Literatur, die deutschen Klassiker in den ersten und seltensten Ausgaben, das deutsche Theater seit 1510 und hierin speziell das Wiener Theater, einschließlich der Schul- und Hanswurst-Komödie; weiter kostbare Einblattdrucke, worunter viele Unica, Flugschriften, Todesurteile, Epithaphik, Satyren und Pasquille, Diebs- und Gaunergeschichten und sonstige zahlreiche Curiosa.

¹⁾ Konstantin N. v. Wurzbach (1818—1893). „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ in 60 Bänden (Wien 1855—1891).

Was sammelte der Mann seit fünfzig bis sechzig Jahren nicht alles, was trug er nicht überglücklich alles in sein Stübchen und wie viel Wertvolles wurde, wie Schröder¹⁾ notwendig bemerkt, durch seine Sorgfalt vor Vernichtung gerettet! Wie viele kamen, von denen es heute etwa mancher leugnet, und schöpften aus diesen nie versiegenden Quellen; welches Material fanden wieder andere in diesen allen offen gestandenen Vorratskammern an Hilfsstoffen, und wie nuzvoll war den Forschern und Suchenden der klassische Ordnungssinn, das immense Gedächtnis und das richtige Urteil des anspruchslosen Besitzers! H. Richter²⁾ meinte: „ein Herder oder Goethe würde sich des Mannes herzlich gefreut haben, eine solche richtige Auffassung hatte er über Geschichte und Kulturgeschichte.“ — Daß man übrigens auch „auswärts“ den Wert dieses liebenswürdigen Sammlers zu würdigen wußte, beweisen die intimen Verbindungen, welche Schade, Hoffmann v. Fallersleben, Ziliencron, Hirzel³⁾ und andere Männer der Wissenschaft und des ernstesten Forschens mit ihm pflogen und bis zum Tode aufrecht hielten, und wie sein Name nicht nur in der Bibliographie des „Serapeums“ unter den Autoritäten zählte, sondern auch sonst in strittigen Fällen von Gelehrten, namentlich von Literaturhistorikern, wie Gödecke, Weller usw., stets als maßgebend genannt wurde.

Ja, was sammelte der Mann nicht alles und welche Summen verwendete er für seine Neigung! Allerdings hatte er es in den ersten Jahren leicht, da er in seiner Liebhaberei fast ohne Konkurrenten war und selbst Gräffer⁴⁾ noch nicht den „Wiennensiasport“ betrieb. Damals gelang es Haydinger noch, um wenige Kreuzer herrliche Druckkleinodien bei Käsehändlern, Fraguern, Trödlern oder im Nachlaßgerümpel einiger Sonderlinge zu erhaschen; allmählich aber erwachte dergleiche Trieb auch bei andern, Kaltenbäck⁵⁾, Feil⁶⁾, Hauslab⁷⁾, Karajan⁸⁾, Dub, Rabdebo, Camešina⁹⁾, Widter usw. und

¹⁾ Der Germanist Karl Julius Schröder.

²⁾ H. M. Karl Richter, Publizist und Historiker.

³⁾ G. Hirzel, der bekannte Goethekenner und Verleger.

⁴⁾ Der bekannte Wiener Buchhändler. Siehe den Aufsatz von Fr. Schiller im Deutschen Bibliophilen-Kalender für 1914: Gräffer und Trattner, zwei Buchhändler aus Alt-Wien.

⁵⁾ Archivar im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

⁶⁾ Archäologe und Geschichtsforscher, beamtet im österr. Unterrichtsministerium.

⁷⁾ Feldmarschallleutnant Fr. R. v. Hauslab, einer der größten Büchersammler Alt-Wiens.

⁸⁾ Der bekannte Germanist und ehemalige Präsident der österreichischen Akademie der Wissenschaften.

⁹⁾ Geschäftler Wiener Altertumsforscher.

schließlich auch die Commune selbst wurden seine gefürchteten Sammelrivalen und da hieß es häufig alle zu überbieten. Das tat denn auch Haydinger und opferte zuweilen hunderte und mehr Gulden, um in den alleinigen Besitz eines „Rarissimum“ zu gelangen, wenn dieses auch nur ein paar Bogen stark war. Nie reute ihn ein solches Opfer, der Gedanke des Besizes verschmeichelte alle übrigen Skrupel und seine Augen funkelten vor Freude, wenn er das eroberte Wunderstück seinem langjährigen Freunde, dem gediegenen, seither leider auch verstorbenen Germanisten J. M. Wagner, der die Katalogisierung der merkwürdigen Bibliothek (aus persönlicher Zuneigung für den Besitzer und die Sache) in seinen Mußestunden besorgte, zeigen konnte.

Was sammelte der Mann nicht alles und — über was konnte er nicht Auskunft geben! Wenn ich zuzeiten die Gartengasse betrat, fand ich nicht selten einen oder mehrere Wagen vor dem Häuschen stehen. Links im Hofe, dessen zwei Eckwände ein riesiger Epheu, welchen Haydinger einst selbst gepflanzt, ganz bedeckt, führt die Stiege nach dem ersten Stockwerk, der Wohnung des wackeren Schatzmeisters. Ein schweres Eisengitter öffnete sich und in einem barock bemalten Gang unter zwitschernden Vögeln saß der kugelrunde Mann im leichten Trillkittel und mit der blauen Schürze angegan und — schabte wie Cincinnatus Rüben oder wusch Salat, oder beizte einen delikaten Lungenbraten. Und neben ihm kauerte auf einem Holzblock etwa ein Maler und forschte nach einem Kostüm aus der Zeit Wallensteins, oder auch ein geistlicher Herr, welcher nach Daten über die Gründung einer Kirche oder der ältesten Totenbruderschaft fragte; oder es war ein mit Orden und goldenem Kragen geschmückter Krieger, welcher sich über die ersten Feldschlangen und Karthaunen oder ein Manifest Lillys orientieren wollte; oder es war ein Literarhistoriker, welcher die Spur eines Volksliedes verfolgte; oder einer von den akademischen Unsterblichen, welcher eine Variante in einer seltenen Textausgabe zu vergleichen wünschte; oder es war nur ein simpler Zeitungsschreiber, der auf einer nekrologistischen Parforcetour fruchtlos von Pontius zu Pilatus gelaufen und schließlich zu „Vater Haydinger“ kam, um hier das Ersehnte zu finden.

Und jeden der Petenten hörte der unvergleichlich gutmütige Mann mit nicht zu trübender Geduld an, schmunzelte nur und meinte etwa nebenbei: „Ja, habn's denn „drin“ nig g'fund'n"? Und als man ihm versicherte, wie der Liebe Müß' bei dieser und jener illustren Bibliothek umsonst gewesen, da trocknete er sich die Hände, stellte das Gericht beiseite, nahm eine wuchtige Priße, murmelte sein stereotypes „Werd'n m'r halt nach-

schau'n", trippelte in sein Allerheiligstes und erstieg mit schweren Seufzern die Leiter.

Bald war er zurück, pustend, keuchend und mühsam ein Ungeheuer von einem Pack daherschleppend. Wehe dem Ungeduldigen, der in der Freude, das Gesuchte nun vor sich zu wissen, rasch nach dem Päckle langte! Das durfte nicht im ungestümen Feuereifer geschehen, sondern — gemacht! Zuerst eine Prise, dann wurde der nach einem eigenen System geschlungene Knoten von Haydinger selbst gelöst, hierauf wurden die einzelnen Bände oder Hefte des Pakets mit pedantischer Genauigkeit zur Seite gelegt, bis das von dem Eigentümer wohlgekannnte Unikum in Sicht kam. Herrlicher Augenblick! Noch eine Prise, ein vergnügtes Lächeln und die freundliche Resolution: „Da is das, was's brauch'n, is sehr selten, hab' m'r's aus einer Pariser Auktion verschreib'n lass'n, hab'n's drinnet nit — no — nehmen's es halt mit, wann's Ihner von Nutzen is, aber schreib'n's Ihnen früher da ein und bringen's es bald wieder z'ruck, es könnten's a and're Leut' brauch'n. Geb'nster Diener, war m'r a Vergnüg'n, is recht gern g'scheg'n!“ — Und er band den Pack wieder eigenhändig zu, ängstlich geglättet und gestrichen, knüpfte die Schleife nach traditioneller Methode und schleppte die teure Last an ihre alte Stelle. Und nun die fröhlichste Prise! —

Dieser Anhörs-, Auskunfts- und Entpackungsprozedur unterzog sich der seelengute Mann in unverdrossener Laune an manchem Tage wohl ein dußendmal. Welche Namen birgt sein historisches „Leihbüchel“ und wie undankbar und hochnasigst vergalt man dem lieben Greise oft seine Bereitwilligkeit, sein immenses Wissen und seine saure Mühe! Wie klagte er mir mitunter über diesen und jenen „Romancier“, der ein geliehenes Quellenbuch nach sechs oder acht Jahren trotz wiederholter Mahnbrieife nicht zurückzustellen für gut fand! Und dennoch blieb Haydinger der gefälligste Büchersamaritan . . .

So verlief der Tag, jahraus, jahrein. Ein unentgeltliches Leihamt, ein offenes Auskunftsbureau in allen Angelegenheiten und Fragen, die seine Lieblingsfächer betrafen, war sein trauliches Domizil. Wurde es Abend, so kam er mit der festgesetzten Minute herab in das von seinem musterhaften Sohne, dem „Margarethner Riesen“, geleitete Wirtsgeschäft, wo ihn ein Rudel Enkel lärmend und das Synedrium der Stammgäste treuherzigst bewillkommte. Allerdings gab's da immer einige lustige Bemerkungen, denn der „Papa“ erschien ausgerüstet wie weiland Robinson. In der einen Hand die alte „Leiblaterne“ für den Heimgang über die Stiege, in der andern

Hand seinen Abendimbiss, der ihm nach seinem speziellen Recepte zubereitet werden mußte; in einem Seitensacke den geschliffenen Ehrenstutzen, den er über Nacht nicht im Lokale ließ, im anderen Sacke ein Stück Landbrot von seinem alten Lieferanten, dann zwei Büchselchen mit Pfeffer und Paprika, die Originalsorten von ihm selbst gekauft und gestoßen. „Allseits guten Abend! Is Alles g'sund?“ Nach diesem gemüthlichen Appell ging's an das Essen, das einfach, aber nahrhaft und ausgiebig war, dann wurde eine Zigarre, an welcher die Altersreihe war, angezündet und nun kam das Erzählen. Man muß diese unererschöpfliche Fundgrube von (nicht erdichteten) „alten Wiener Geschichten“ gekannt haben, um die Würze solcher Stunden verstehen zu können.

Der „Boccaccio von Margarethen“ war übrigens auch ein lustiger Schalk, namentlich in jenen Momenten, wo er sich von einem richtigen „Schmock“ nur aus persönlicher Neugierde mit Besuch und Fragen gequält sah. Ich vergesse sein faustisches Lächeln nie, als er mir einst in der Laube seines Hausgärtchens einen argen Streich beichtete, den er einige Stunden vorher ausgeführt. Ein extrem zudringlicher „Interviewer“, der seine Absicht, den merkwürdigen Mann, dessen Ruf auch nach Deutschland gedrungen, für „sein Blatt“ textlich zu porträtieren, kaum verhehlte, war seinem Opfer endlich zur Last, und dieses erklärte offen und frei, nun nicht mehr zu Gehör sein zu können, da er den ärztlich angeordneten Spaziergang zu machen habe. Selbstverständlich genierte dies die literarische Wanze nicht im mindesten, sie heftete sich an seine Seite. So kam man in das Belvedere. Auf dem ganzen Wege Fragen und wieder Fragen, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Sinn. Da riß dem guten Mann die Geduld, sein Racheplan war fertig, und er blieb vor einer Statue plötzlich wie nachdenklich stehen. „Wissen Sie, wer das is?“ — „Ne!“ — „Das hab' i mir denkt; no wann's kein' weitem Gebrauch davon machen, so will i Zhner a Geheimnis anvertrauen, was nur i allein weiß: die Statuen, die's da seg'n, das sein nit ander's, als — lauter Geliebte vom Prinz Eugen, die er in sein Garten hat verewigen wollen. Aber sagen's es nit weiter, i hätt' Verdruß bei die Herrschaften!“ Der Jüngling empfahl sich rasch. — Nach drei Wochen erschien in einem stark gelesenen auswärtigen Blatte ein „pikanter“ Essai über „Prinz Eugens steinerne Maitressen im Belvedere zu Wien“. Wie erschrak da der arme Handinger und wie bedauerte er, den geistvollen Causeur und Historiker nicht auf andere und „ungeschichtliche Art“ abgefertigt zu haben.

Derlei „Jocosa“ trieb der Vielbelagerte übrigens doch nur selten und nahm zu solchen derben „Aufzähern“ nur Zuflucht, um sich vor der ärgsten Zudringlichkeit zu retten, oder die platteste Neugierde einigermaßen zu züchtigen. Ansonst war der prächtige Mann die Bereitwilligkeit selbst und stand nicht nur mit seinem Bücherschatze, sondern auch mit seinem privaten Wissen, seinen reichen Erfahrungen, seinem außerordentlichen Gedächtnisse und den trefflichsten Einfällen und Entschlüssen dem ehrlichen Forscher allzeit gerne zu Diensten.

Denn wenn schon nicht mit tatsächlicher Hilfe, so verließ doch niemand wenigstens ohne glücklichen und erfolgreichen Rat das freundliche Stübchen des findigen Patriarchen, der stets und immer den besten Bescheid wußte. Kam doch, um aus hundert Beispielen nur eines, aber das drolligste zu wählen, sogar der Fall vor, daß er einem Supplikanten die ersehnte „alte Weise“ von dem richtigsten Manne — vorpfeifen ließ. Es wurde nämlich bei Gelegenheit der Errichtung des Schwarzenberg-Monumentes von maßgebender Seite der Wunsch geäußert, bei der Feier zu Ehren der anwesenden Veteranen den alten „Wiener Aufgebotsmarsch“ spielen zu lassen. Nun war guter Rat teuer, d. h. schwierig. Niemand wußte mehr die Melodie und der Armeekapellmeister Leonhardt war in Verzweiflung. Da versiel man in der Not, wie schon so oft, auch diesmal wieder auf „Vater Haydinger“; ein Ablegat von hohem militärischen Range erschien in der bescheidenen Kutsche bei dem blaugeschürzten Wundermann, der eben über alles „Wienerische“ Auskunft zu geben wußte, und trug sein Anliegen vor. Haydinger hörte dem schmeichelhaften Antrage schweigend zu und war sichtlich verlegen. Bekommen kratzte er sich hinter dem Ohre, nahm eine Priße nach der andern und sagte endlich kleinlaut: „Das geht schwer, Erzellenz, Noten hab' i nit g'sammelt, aber — warten's — da fällt m'r was ein: da geht alle Tag Punkt Zwölfe z'Mittag ein alter Mann durch die Gass'n, der wo umsonst z'essen kriegt, der hat die Franzosenkrieg' no mitg'macht, der könnt' uns vielleicht helfen. Schicken's halt morgen z'Mittag 'n Herrn von Leonhardt zu mir, werd'n seg'n, was sich tun laßt!“ — Tags darauf um die bezeichnende Stunde saß der Armeekapellmeister bei Haydinger, dieser ging an das Fenster und meinte: „Glei wird er vorbeigeh'n, der Mann is pünktli — richtig, da is er schon — So — hörn's, kommen's a bißl zu mir auffer, i hab' mit Ihnen was z'reden!“ — Der Gerufene erschien und vernahm zu seiner Verwunderung, um was es sich handle. — „Nix leichter als das!“ rief nun plötzlich das Drakel, „der Marsch is halt so 'gangen!“ und begann die Melodie schüchtern zu — pfeifen. „Halt, Sie

Gottgesandter!“ schrie der entzückte Kapellmeister — „langsam, um's Himmels willen!“ nahm ein Stück Papier und den Bleistift zur Hand, skizzierte rasch die Weise, beschenkte den verdutzten Mann und eilte davon. „Z'helfen muß sich der Mensch wissen!“ murmelte vergnügt Vater Haydinger und entließ den überglücklichen Pfeifer. — Als nun der Festtag gekommen, die Enthüllung des Standbildes geschehen und die Trommler und Pfeifer mit einem Male jenen uralten Marsch zu spielen anfangen, da wurde bei der wohlbekannten, nur längst vergessenen Weise so manchem der Hörer warm ums Herz, ein paar Tropfen fielen da und dort in einen Graubart und die Augen funkelten in wehmütig-stolzer Erinnerung. Man erzählte, daß der Kaiser von der Genesis der originellen Wiederauffindung der alten Melodie Kenntnis bekommen und leutselig gesagt habe: „Ich lasse mich beim Herrn Haydinger bedanken!“ Der aber lächelte nur, gab und tat er ja überhaupt gerne, was er hatte und vermochte, und edierte er z. B. auch zur „Eugenfeier“ auf seine Kosten und zur Gratisverteilung jenes allerliebste Büchlehen, das all die „Krieger- und Siegeslieder“ enthält, die man zur Verherrlichung des „edlen Ritters“ und Helden von Zenta, Temesvar, Belgrad, Peterwardein usw. einst sang, Lieder, die man längst vergaß oder für verloren hielt, bis Haydinger seinen „Eugenfaszikel“ öffnete und mit den Originaldrucken von 1697—1734 zum Vorschein kam¹⁾.

Haydinger brüstete sich nicht mit seinen bibliographischen und Kunstschätzen, er war nur glücklich im Bewußtsein des Besizes, wollte aber alle Welt daran teilnehmen lassen. Deshalb ärgerte es ihn auch, wenn Geschichtsschreiber, Monographisten und Bibliographen bei Verfassung ihrer Werke und Arbeiten sein einschlägiges Material keiner Ein- und Durchsicht würdigten und ihn nicht zu Rate zogen, wo die Quellen zu finden und zu benutzen wären. Denn was Haydinger nicht selbst besaß, das wußte er doch, wo es steckte, in welchem Privatbesitz oder auf welcher öffentlichen Bibliothek, ob in Klosterneuburg oder in Palermo, ob in St. Florian oder Petersburg, ob in Kremsmünster oder in London. Und so verstimnte es ihn denn gewaltig, daß sowohl Laube bei Verfassung der Burgtheatergeschichte ihn nicht zu Rate gezogen, als auch, daß Eduard Devrient das bekannte dramaturgische Opus geschrieben, ohne auf seine Belege und Daten Rücksicht ge-

¹⁾ „Prinz Eugenius der edle Ritter in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit. Eine Festgabe von Franz Haydinger. Wien 1865. Selbstverlag des Herausgebers. In 150 Exemplaren als Geschenk für Freunde gedruckt“. Das Schriftchen ist heute eine große Seltenheit.

nommen zu haben. Als nun nach Jahren der junge Devrient den „Papa Handinger“ mit einem Besuch „beehrte“, konnte dieser einen Unmut über solch „leichtfertige Schreiberei“ nicht zurückdämmen und er brummte in etwas verdrießlicher Weise: „Schad' um das Buch! Wenn aber Ihna Herr Vater wieder einmal was über die Theater von Wien schreibt, so soll er früher den alten Handinger fragen, das er nit was bringt, was nit wahr is. Da schaun's her, das is Alles g'fehlt!“ Devrient überzeugete sich später von der Richtigkeit der Handingerschen Angaben und rektifizierte seine eigenen.

Der trotz seiner Korpulenz ungemein lebhafte und rührige Mann war bis zu seinem Tode unermüdlich tätig und besorgt, seine unvergleichliche Sammlung nach Tunlichkeit und Möglichkeit zu komplettieren. Wie er jedes einzelne Stück seines Besitzes kannte und genau wußte, wo es liege, so wußte er auch genauestens, was ihm zur Ergänzung jedes einzelnen Faches noch fehle, und war er unablässig bemüht, das Mangelnde zu akquirieren. Als fortwährender Inferent des „Buchhändler-Börsenblattes“ war er auch in unausgesetztem brieflichen Verkehr mit allen namhaften Antiquaren und Kunsthändlern des In- und Auslandes, welche seine pia desideria zu befriedigen hatten. Einen Tag vor dem Schlaganfall ließ er noch bei Breßner ein Buch um sechs Gulden kaufen, das ihm gefehlt und nun unerwartet im Katalog erschienen. Welche Freude, als er es in Händen hielt! Und welche Freude hatte der Mann noch im letzten Winter, als ihm ein anderes Kuriosum zufiel, das er seit fünfzig Jahren suchte. Ein dünnes Heftchen war es, die Posse: „Vier Narren in einer Person“, die J. F. Müller (Schröter) — nach einer anderen Version Jester — gegen Kurz-Bernardon schrieb, die bei Trattner 1770 erschien und damals um sieben Kreuzer zu haben gewesen, wenn nicht die ganze Auflage bis auf zwei Exemplare, die sich im Laden befanden, bei dem Brand des Trattnerschen Magazins verbrannt wäre. Nun galt es, die Existenz eines dieser geretteten aufzustöbern! In alle Welt versandte er seine Klage und Lockrufe, umsonst. Deggennien lang quälte ihn die Sorge nach dem Broschürchen, bis ihm der brave Wilsfort¹⁾

¹⁾ Buchhändler und vielgeschätzter Kenner des Buchwesens. „Ein Vierteljahrhundertlang kauerte er in dem Wallishauserschen Antiquariat, in den letzten Jahren mit halberblindeten Augen, zwischen Incunabeln, kaum entzifferbaren Manuskripten, Holz- und Schweinslederbänden, Leig- und Zeugdrucken usw., prüfte Miniaturen, verglich Initialen und hat von dem schönen Erdendasein nicht viel mehr genossen als den Anblick, wenn ein milder Sonnenstrahl durch die Fensterscheiben drang und auf ein vergilbtes Pergament fiel“. (F. Schögl.)

die Überraschung machte und es ihm plötzlich auf den Tisch legte. Nicht für den Cohinor hätte er das Büchlein vertauscht! . . .

Eine Materie komplett, das war seine Lebensaufgabe. Ob Wiener Postbüchel oder die gesamte Zauber- und Hergenliteratur, ob Kriegsgeschichte oder Handel, Gewerbe und Trachten, ob geistliches und weltliches Volkslied oder „Todesurteil“, ob Landkarten, Ansichten, Aufrisse, Pläne, Porträts und bildliche Szenen, oder die Archive und Publikationen der Akademie und sonstigen Kunst- und wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften — die Sammlung mußte vollständig sein, man mußte Alles bei ihm finden, weil er in seiner Herzensgüte Allen mit Allem dienen wollte.

So war denn dieser Sammeleifer keine sinn- und zwecklose Marotte eines begüterten Quidam, es war die mit seltenem Verständnisse für die geliebte Sache gepaarte helle Lust an dem Streben, mit seiner fast erschöpfenden Kollektion der Gemeinschaft nützlich zu sein. Daß er mit Vorliebe das sammelte, was Wien betraf und betrifft, mag seinen Wert als „echten, treuen Wiener“ noch erhöhen.

Das Schicksal von Haydingers unvergleichlichem Büchernachlasse ist bekannt. Man schätzte die Zahl auf sechzehntausend Bände, ungerechnet die wertvolle Sammlung bildlicher und sonstiger artistischer Kleinodien. Der eigenartige Mann verfügte in einer leßtvilligen Anordnung, die wohl ein Ausfluß einer durch Enttäuschungen erzeugten morosen Laune, daß all das, was er durch ein Menschenleben mühevoll zusammengetragen, einzeln veräußert werde, damit „die Sachen wieder unter die Leute kommen“, und bestimmte den Schatzmeister Prandel mit der Auktionierung des gesamten Nachlasses. Der Wunsch eines richtigen Patrioten und Bibliophilen ging jedoch dahin, die ganze Kollektion in ihrer Totalität, welche den eigentlichen Wert repräsentiert, für die Kommune zu retten. Der tüchtige Gemeinderat Garber (und Genossen) stellte auch in warmen Worten einen diesbezüglichen Antrag, welchen die Väterversammlung in der öffentlichen Sitzung vom 18. Januar 1876 sogar einstimmig genehmigte. Leider standen diesem hochherzigen Entschlusse allerlei Hindernisse in dem Wege, worunter der vorzüglichste der Kostenpunkt gewesen, da von den Erben (wohlmotiviert) die Summe von sechsunddreißigtausend Gulden gefordert wurde. So wurde denn beschlossen, nur zwei Abteilungen und zwar „*Viennensia*“ und „*Deutsches Theater*“ um den Pauschalbetrag von achttausend Gulden anzukaufen, dann für sechshundert Gulden aus den übrigen Abteilungen jene Werke zu erwerben, welche für die Wiener Stadtbibliothek von Wichtigkeit wären. Der

Rest kam unter den Hammer, auf welche Weise denn auch dieser unvergleichlich wertvolle Schatz zersplittert und nach allen Weltecken zerstreut wurde. Wie Wien sich auch diesmal wieder vom „Auslande“ überbieten und die herrlichsten Stücke entreißen ließ, darüber schrieb ich am 21. Juni 1876 im „Wiener Tagblatt“ ausführlichst und gab auch die Preise der gesuchtesten Nummern an, die man — auswärts gerne dafür bezahlte.

Wie dem auch sei, ob das eine reiche Arsenal von Behelfen zur „Chronik Wiens und der Wiener“ in seiner Gesamtheit für Wien auch erhalten blieb, der Mann, der es aufgebaut, er ist dahin und man wird ihn schwer missen. Denn es fehlt ja doch die wissende Seele des Ganzen, es fehlt der bewahrende und ordnende Sinn des bisherigen Verwalters, es fehlt der Mann, der selbst der lebendige Index seiner Schatzkammer war und der als Supplemente zu dem effektiv Vorhandenen seine persönlichen Erfahrungen gab und sein wunderbares Gedächtnis, der seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur in dem Zweige der Lokalhistorie, sondern auch noch in vielen anderen Kulturfächern für den Forscher so nutzbringend zu verwenden verstand.

Ein stilles, bescheidenes und dennoch reiches Leben ist mit dem Manne erloschen, dessen Leiche auf dem nun verlassenen Friedhofe vor der Schönbrunner Linie eingesargt wurde. . . . So steigt denn einer nach dem anderen zur Grube und das kleine Häuflein „alter Wiener“, das noch Red' und Antwort geben konnte aus der Zeit und über die Zeit von „anno damals“, es schmilzt immer mehr und mehr zusammen und man steht bald allein unter fremden Gesichtern, verwaist und unverstanden mit seinen Gefühlen und Empfindungen, ja ob mancher Wehklagen und Kümmernisse vielleicht sogar gehöhnt und verspottet. . . .

Mögen sie's tun. Wer aber weinte, als dieser brave Mann die Augen schloß, braucht sich seiner Tränen nicht zu schämen, sie flossen einem der Würdigsten. Mir selbst ist, als ob ich in ihm meinen Vater verloren, so teuer war mir der Entschlafene und so sehr erschütterte mich der Verlust. Ich und viele haben ihm ja viel zu danken und ich tue es hiermit öffentlich. Alle aber wollen wir — seine Vaterstadt im großen und ganzen — ihm ein ehrend Andenken bewahren: wir werden nimmer seinesgleichen sehen! —